
Begriffsbeben

Von der Wissenschaftsgeschichte zu einer historischen Soziologie der Sozialwissenschaften

Langsam, über Jahrhunderte hinweg, hat die Geschichte der Wissenschaften eine historische Soziologie der Sozialwissenschaften hervorgebracht. Die Entstehung dieser metasozialwissenschaftlichen Praxis war jedoch nicht das Ergebnis einer reibungslosen, kontinuierlichen Evolution, sondern einer Serie von Begriffsverschiebungen oder »Begriffsbeben«, um Nietzsches Wort aus seiner Abhandlung *Vom Nutzen und Nachteil der Historie* aufzugreifen. Ich werde auf den kommenden Seiten untersuchen, wie die Sozialwissenschaft einem Impuls gefolgt ist, den er in die Forderung kleidete, »das Wissen *muss* seinen Stachel gegen sich selbst kehren«. ¹

Mein Beitrag liefert eine historische Soziologie der historischen Soziologie der Sozialwissenschaften. Er wird historische, theoretische und metaphilosophische Fragen zu dieser speziellen wissenschaftlichen Praxis aufwerfen: Wie ist, erstens, die Geschichte der Sozialwissenschaften entstanden, und wie ist sie bislang geschrieben worden? Wie haben sich, zweitens, die Historikerinnen der Sozialwissenschaften die Genese, Entwicklung, Formen und Inhalte ihres eigenen Spezialgebiets erklärt? Und drittens, welche politischen, ethischen und metawissenschaftlichen Ziele haben Wissenschaftler mit ihrer Historiografie der Sozialwissenschaften verfolgt? Ich werde diese drei Fragen zunächst im Hinblick auf die Geschichte der Naturwissenschaften stellen, bevor ich mich im Anschluss den Sozialwissenschaften zuwende. Der Befund wird am Ende lauten, dass die Geschichte der Sozialwissenschaften ein unabdingbarer Bestandteil jeder Sozialwissenschaft ist.

Im Geiste der diskontinuierlichen Sicht auf die Entwicklung von Wissenschaft und Wissen, wie sie zuerst Gaston Bachelard entwickelt hat, möchte ich die Herausbildung der historischen Soziologie der Sozialwissenschaften als Ergebnis einer Reihe von Begriffsbeben im Laufe der vergangenen zwei Jahrtausende verstehen, die das Terrain der Analyse jeweils auf eine neue Ebene gehoben haben.

1. Das erste war die Entstehung von Wissenschaftsgeschichten, wie sie die Formierung von Wissenschaften seit der Antike begleitet haben.

¹ Friedrich Nietzsche, »Unzeitgemäße Betrachtungen II. Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben« [1874], in: ders., *Sämtliche Werke*. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden, Bd. 1: *Die Geburt der Tragödie. Unzeitgemäße Betrachtungen I–IV. Nachgelassene Schriften 1870–1873*, hrsg. von Giorgio Colli / Mazzino Montinari, München 1999, S. 243–334, hier S. 306, 330.

2. Das zweite Begriffsbeben wurde von Karl Marx ausgelöst, der mit einigen seiner Ideen den Durchbruch zu einer Wissenschafts- und Wissenssoziologie bewerkstelligt hat.

3. Das dritte waren die Geschichten der Sozialwissenschaften, die mit dem Aufstieg jeder der modernen Sozialwissenschaften seit dem 18. Jahrhundert einhergingen. Sie dienten im Wesentlichen denselben legitimatorischen Zwecken wie die früheren Geschichten der Naturwissenschaften.

4. Den vierten Bruch veranlasste die Wissenssoziologie der Zwischenkriegszeit, wie sie in den Arbeiten von Max Scheler, Karl Mannheim und anderen greifbar wurde.

5. Das fünfte Kapitel bildeten kontextualisierende soziologische Analysen der Naturwissenschaften, die sich während der 1930er- und 1940er-Jahre erstmals in den Untersuchungen von Boris Hessen, Robert Merton, Ludwik Fleck, Edgar Zilsel und anderen herauschälten.

6. Der sechste Moment war der Aufstieg kontextualisierender soziologischer Analysen der Sozialwissenschaften ab den 1950er-Jahren, unter anderem im Werk von Georges Canguilhem, Michel Foucault, Alvin Gouldner und George Stocking. Diese Autoren brachen mit der Vorstellung eines unaufhaltsamen Fortschritts der Wissenschaft und untersuchten den Einfluss innerer wie äußerer Faktoren der Wissensproduktion auf die Sozialwissenschaften.

7. Der siebte Moment ergab sich aus der Entwicklung von Theorien epistemischer Reflexivität im Anschluss an Marx, die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts vorgelegt wurden. Dazu zählen die postkoloniale Theorie (Frantz Fanon), die feministische Standpunkttheorie (Sandra Harding), die Critical-Race-Theorie (Kimberlé Crenshaw), die queere Theorie und die intersektionalen Analysen (Dorothy Smith, Patricia Hill Collins).

8. Abschließend möchte ich zeigen, dass die Bourdieu'sche Soziologie einen weiteren begrifflichen Bruch in diesem Unterfeld darstellt, da sie eine historische Soziologie der Sozialwissenschaften mit einer Gestalt wissenschaftlicher Reflexivität verbindet, die erst das volle Potenzial der Geschichte der Sozialwissenschaften zur Entfaltung bringt.

Erstes Begriffsbeben – Die Geschichte der Wissenschaftsgeschichte

Lorraine Daston zufolge ist die Historiografie der Wissenschaft ein altes Unterfangen, das als Geschichte der antiken Wissenschaft, insbesondere der Mathematik und der Medizin, zur Welt kam.² Diese die Wissenschaft

² Vgl. Lorraine Daston, Art. »The History of Science«, in: Neil J. Smelser / Paul B. Baltes (Hg.), *International Encyclopedia of the Social and Behavioral Sciences*, Bd. 10: H, New York 2001, S. 6842–6848.

von Beginn an begleitende Historisierung blieb bis ans Ende des 19. Jahrhunderts Teil der Wissenschaft und wurde auch hauptsächlich von Vertretern naturwissenschaftlicher Fächer betrieben. Bis weit ins 20. Jahrhundert hinein pflegten solche Schriften einen ebenso triumphierenden wie fortschrittsoptimistischen Tonfall. Der Form nach waren es große Erzählungen über das Wirken genialer männlicher Wissenschaftler.³

Die früheste Geschichtsschreibung der Wissenschaft erwuchs aus der Geschichte technischer Erfinder und wissenschaftlicher Entdecker. In Aristoteles' Vorstellung näherten sich Künste wie Wissenschaften sukzessive ihrer finalen Perfektion an. Und während in der alteuropäischen Antike gefragt wurde, wer welche Entdeckung gemacht hatte, war nach der klassischen Antike von Interesse, wie Wissen übermittelt wurde, sei es von einem Volk zu einem anderen, sei es von Autor zu Autor. Selbstverständlich war auch dieser Fragehorizont mit einem kumulativen Wissenschaftsverständnis vereinbar.

Die Aufklärung hat die Idee des Fortschritts nachdrücklich bekräftigt. Condorcet beschrieb den geschichtlichen Fortschritt als einen einlinigen Wachstumsprozess, der auf einer beständigen Akkumulation und Ordnung von Wissen beruhe.⁴ Dementsprechend sollte sich die Wissenschaftsgeschichte der Aufklärung in den Augen ihrer Verfasser durchaus nicht mit Irrtümern und Sackgassen befassen. Für eine historische Analyse im strengen Sinne war deshalb wenig bis gar kein Raum.

Erst das 19. Jahrhundert brachte neben den im engeren Sinne wissenschaftlichen Publikationen auch eigenständige Wissenschaftsgeschichten hervor. Freilich blieb das Narrativ der unaufhaltsam voranschreitenden Wissenschaft in den meisten wissenschaftshistorischen Darstellungen aus dieser Zeit dominant, was nicht zuletzt dem Einfluss des französischen Positivismus und der fortschrittsoptimistischen englischen Whig-Geschichtsschreibung geschuldet war.⁵

Zweites Begriffsbeben – Karl Marx

Marx bildet eine gewichtige Schaltstelle in der Entwicklung einer Soziologie des Wissens, auch wenn er in dieser Rolle heute selten gewürdigt wird. Marx' Denken ist insofern zweigesichtig, als er – wie das 18. Jahrhundert – an

³ Vgl. Leonid Zhmud, *The Origin of the History of Science in Classical Antiquity*, übers. von Alexander Chernoglazov, Berlin / Boston, MA 2006; Helge Kragh, *An Introduction to the Historiography of Science*, Cambridge 1987, S. 4 ff.

⁴ Vgl. Keith Michael Baker, *Condorcet. From Natural Philosophy to Social Mathematics*, Chicago, IL 1975.

⁵ Vgl. John G. McEvoy, »Positivism, Whiggism, and the Chemical Revolution. A Study in the Historiography of Chemistry«, in: *History of Science* 35 (1997), 1, S. 1–33.

der Vorstellung eines ebenso natürlichen wie kontinuierlichen Voranschreitens der Wissenschaft festhält, zugleich aber für eine stärker soziologische Betrachtungsweise der sich geschichtlich entwickelnden Wissenschaft optiert. So geht er einerseits davon aus, Wissenschaft werde *nicht* durch ihre sozialen und historischen Kontexte geprägt. Der unaufhaltsame Fortschritt der Wissenschaft schlägt sich im Vormarsch der Produktivkräfte nieder, die ihrerseits den Aufstieg und Fall ganzer Klassenstrukturen bedingen.

Andererseits entfaltet Marx verschiedene Perspektiven, aus denen die Wissenschaft sehr wohl als gesellschaftlich determiniert erscheint. Erstens wird sie durch materielle gesellschaftliche Verhältnisse geprägt, so wie Marx zufolge ganz allgemein »das Ideelle nichts andres als das im Menschenkopf umgesetzte und übersetzte Materielle« ist.⁶ Zweitens stimuliert der Kapitalismus den technischen Fortschritt und beflügelt dadurch den wissenschaftlichen Wandel über jedes die menschliche Gattung charakterisierende Grundinteresse an der Verbesserung ihrer materiellen Lebensbedingungen hinaus. Drittens gelangt die von Marx verfochtene Theorie der Geschichte zu dem Schluss, dass gesellschaftliche Strukturen die Wissenschaft fesseln können. Bekanntlich findet sich der technologische Fortschritt nach Marx an bestimmten Knotenpunkten der Geschichte durch die vorherrschenden Klassenverhältnisse behindert, woraufhin es zu revolutionären Brüchen kommt, welche die Wissenschaft gegebenenfalls wieder zu entfesseln vermögen.⁷ Auch bei der Umsetzung von Wissenschaft in Technologie sind gesellschaftliche Verhältnisse wirksam.⁸ Dass soziale Faktoren die Naturwissenschaft bedingen, stand Marx also deutlich vor Augen.

Doch wie verhält es sich mit den Sozialwissenschaften? Bereits 1844 prophezeite Marx, es werde am Ende zu einer Einheit von Natur- und Humanwissenschaften kommen. Der naturalistischen Vorstellung einer solchen Einheitswissenschaft widerspricht er in anderen Passagen seiner Schriften, weshalb sich sowohl szientistische Positivisten als auch Antipositivisten gleichermaßen auf Marx berufen. Fraglos lässt sich jedoch aus Marx' und Engels' Schriften eine rudimentäre Soziologie desjenigen Wissens herauslesen, das mit dem Sozialen befasst ist.

6 Karl Marx, »Nachwort zur Zweiten Auflage«, in: ders. / Friedrich Engels, *Werke* (MEW), Bd. 23: *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie*, Bd. 1, Buch 1: *Der Produktionsprozess des Kapitals*, Berlin 2001, S. 18–28, hier S. 27.

7 1873 zitiert Marx zustimmend eine Zusammenfassung seiner eigenen Argumentation dahingehend, dass »jede historische Periode ihre eignen Gesetze« besitzt. »Die alten Ökonomen verkannten die Natur ökonomischer Gesetze, als sie dieselben mit den Gesetzen der Physik und Chemie verglichen.« Die Spannung zwischen solchen historischen Feststellungen und seinem szientistischen Anspruch, die allgemeinen Gesetze der Geschichte entdeckt zu haben, konnte Marx nie auflösen. Zit. nach ebd., S. 26.

8 Die jüngere Wissenschaftsforschung lehnt diese starre Unterscheidung zwischen reiner Wissenschaft und ihren technischen Anwendungen natürlich ab.

Als Erstes ist die Geschichte der Ideen laut Marx und Engels in den Produktionsweisen sowie den wirklichen Tätigkeiten und materiellen Lebensbedingungen der Menschen verwurzelt. Gäbe es eine wissenschaftliche Praxis, die von dieser Determiniertheit ausgenommen werden könnte, bedürfte es einer Erklärung für eine solche Ausnahme.

Eine zweite Reihe von Überlegungen, die Marx anstellt, betrifft die Rolle der Intellektuellen. Im Allgemeinen gehören sie nach Marx der herrschenden Klasse an. Sie sind Denker in deren Dienst, »die aktiven konzeptiven Ideologen derselben, welche die Ausbildung der Illusion dieser Klasse über sich selbst zu ihrem Hauptnahrungszweige machen«. Nicht anders verhält es sich mit Wissenschaftlern und Akademikern. Beispielsweise teilen die Historiker einer bestimmten Ära, wie Marx sagt, »die Illusion dieser Epoche«. ⁹

Dass verschiedene Arten von Ideen durch unterschiedliche Aspekte der sozialen Realität beziehungsweise auf unterschiedliche Weise beeinflusst werden, ist eines der Ergebnisse, die aus Marx' und Engels' Diskussionen über den Status sozialistischer Theorie hervorgegangen sind. Während die Geschichtsschreibung durch ihre jeweilige Verwurzelung in den Klassenverhältnissen stets verzerrt werde, sei die sozialistische Theoriebildung ein korrekter »Gedankenreflex« des Konflikts zwischen »Produktivkräften und Produktionsweise«, »seine ideelle Rückspiegelung in den Köpfen zunächst der Klasse, die direkt unter ihm leidet, der Arbeiterklasse«. ¹⁰ Die sozialistische Theorie entgeht mithin einer Form der gesellschaftlichen Determinierung, um einer anderen Ausdruck zu verleihen. Zwar soll nach marxistischer Überzeugung exaktes gesellschaftliches Wissen unter gewissen Bedingungen durchaus möglich sein, doch werden diese Bedingungen nie überzeugend ausbuchstabiert. Marxisten wie Georg Lukács griffen das Problem im weiteren Verlauf der marxistischen Theoriediskussionen wieder auf, ohne es allerdings wirklich lösen zu können. Eine neue Wendung erhielt die Frage nach der gesellschaftlichen Verortung von Sozialwissenschaft durch die feministische Standpunkttheorie ¹¹ sowie die epistemologischen Stränge der Critical-Race- und der postkolonialen Theorie.

Ohne weiterreichende Wahrheitsansprüche damit zu verbinden, liefern Marx und Engels auch Hinweise darauf, wie bestimmte Züge gesellschaftlicher Wirklichkeit philosophische Aussagen beeinflussen können. Registriert die Philosophie aufkommende Widersprüche zwischen gesellschaft-

⁹ Karl Marx / Friedrich Engels, *Deutsche Ideologie*. Manuskripte und Drucke. (1845–1847), in: dies., *Gesamtausgabe* (MEGA), Abt. I, Bd. 5, hrsg. von Ulrich Pagel / Gerald Hubmann / Christine Weckwerth, Berlin / Boston, MA 2017, S. 48, 61.

¹⁰ Friedrich Engels, »Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft«, in: MEW, Bd. 19: *Schriften März 1875 – Mai 1883*, Berlin 1987, S. 177–228, hier S. 211.

¹¹ Zu einem Überblick vgl. Sandra Harding (Hg.), *The Feminist Standpoint Theory Reader*. Intellectual and Political Controversies, New York 2003.

lichen Verhältnissen und bestehenden Produktivkräften, also beispielsweise, dass die gesellschaftlichen Verhältnisse einer Nation in Widerspruch zur »Praxis der anderen Nationen« geraten, wird sie Aussagen antizipatorischen Inhalts formulieren.¹² Und wenn es im Verkehr der Ideen zur Überschreitung nationaler Grenzen kommt, kann eine Entmischung von Theorie und lokalen gesellschaftlichen Gegebenheiten stattfinden. Umgekehrt vermögen philosophische Ideen soziale Realitäten, statt sie zu legitimieren oder widerzuspiegeln, durchaus auch zu kompensieren. Sie fungieren dann als Wirklichkeitsersatz. So überspielen, um ein Beispiel von Marx zu zitieren, die Hegels Idealismus entstammenden »Gedankenentwicklungen, diese verklärten & thatlosen Lumpereien den Mangel der geschichtlichen [Entwicklungen]« in Deutschland.¹³ Zu guter Letzt äußerte Engels in einem späten Brief den Gedanken: »Je weiter das Gebiet, das wir grade untersuchen, sich vom Ökonomischen entfernt und sich dem reinen abstrakt Ideologischen nähert, desto mehr werden wir finden, daß es in seiner Entwicklung Zufälligkeiten aufweist, desto mehr im Zickzack verläuft seine Kurve.«¹⁴

In der Regel verwerfen Sozialwissenschaftlerinnen den Marxismus heute, weil er Kultur, Politik und Wissenschaft zu eng mit der ökonomischen Sphäre verknüpft. Indem Marx jedoch durchgängig die Ansicht vertrat, dass das soziale Denken durch soziale Determinanten geprägt wird, dass sich die moderne Sozialwissenschaft nicht nur in nationalen und lokalen, sondern auch in internationalen Foren entwickelt und dass sie kompensierende, antizipierende oder legitimierende Funktionen ausüben kann, brachte er zumindest das Nachdenken über eine Soziologie des Wissens und der Sozialwissenschaft in Gang. Selbst nichtmarxistische Väter der Wissenssoziologie, man denke etwa an Karl Mannheim, führten ihre intellektuelle Abstammungslinie explizit auf Marx zurück. Wie der US-amerikanische Wissenssoziologe Robert Merton 1949 schrieb, »bildet der Marxismus das Sturzentrum der Wissenssoziologie«.¹⁵

Zwischenspiel

Ernst Mach, Paul Tannery und George Sarton sind Schlüsselfiguren im Übergang einer auf das 18. Jahrhundert zurückweisenden, fortschrittsgläubigen Wissenschaftshistoriografie zu den Wissenschaftstheorien des 20. Jahr-

¹² Marx/Engels, *Deutsche Ideologie*, S. 32.

¹³ Ebd., S. 19.

¹⁴ »Friedrich Engels an W. Borgius, 25. Januar 1894«, in: MEW, Bd. 39: *Briefe Januar 1893 – Juli 1895*, Berlin 1984, S. 207.

¹⁵ Robert K. Merton, »Zur Wissenssoziologie«, in: ders., *Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen. Aufsätze zur Wissenschaftssoziologie*, übers. von Reinhard Kaiser, Frankfurt am Main 1985, S. 217–258, hier S. 225.

hunderts. Anders als seine Vorgänger während der Aufklärungszeit war Mach davon überzeugt, dass »mitunter auch flüchtige Erwägungen der Forscher, ja sogar das scheinbar ganz Verfehlete sehr wichtig und sehr belehrend sein kann«, insofern sie uns »die Möglichkeit des Neuen nahe[legen], indem sich das Vorhandene eben teilweise als *konventionell* und *zufällig* erweist«. ¹⁶ Der französische Mathematiker Tannery entwickelte »die Vision einer *allgemeinen Geschichte der Wissenschaften*, die nicht nur die jeweiligen Geschichten einzelner Wissenschaften übergreifen, sondern zu einer Historiographie des wissenschaftlichen Denkens werden sollte, wie es im Kontext von Gesellschaft und Ideengeschichte zu erfassen ist«. ¹⁷ Sarton schließlich ist deshalb für die Etablierung der Wissenschaftsgeschichte als eigenständigem Fach ausschlaggebend gewesen, weil er die Zeitschriften *Isis* und *Osiris* ins Leben rief – immer noch die führenden Publikationsorgane auf diesem Gebiet. Sartons eigene Weise, Wissenschaftsgeschichte zu treiben, blieb überwiegend internalistisch und fortschrittsorientiert im herkömmlichen Sinn, obwohl er gelegentlich ökonomische und soziale Faktoren heranzieht, da sie »eine untergeordnete Rolle« spielten. ¹⁸

Begriffsbeben drei, vier und fünf – die jüngere Geschichte der Sozialwissenschaften, der Wissens- und Wissenschaftssoziologie

Das 19. Jahrhundert war nicht nur das Zeitalter der Naturwissenschaft, sondern auch das der Geburt der Sozialwissenschaften. Wie die Naturwissenschaften in der Antike begleitete jede sozialwissenschaftliche Disziplin von Anfang an eine eigene Geschichtsschreibung, die das Fach zu beschreiben und seine Existenz zu rechtfertigen hatte. Bereits Hegels *Phänomenologie* situierte, um ein für dieses Jahrhundert geradezu paradigmatisches Beispiel heranzuziehen, die Abfolge philosophischer Schulen im Prozess der dialektischen Selbstentfaltung des Geistes. Und die Statistik belehrt uns, dass die »Anzahl der Vorlesungen zur Geschichte des ökonomischen Denkens« in Deutschland nach der Revolution von 1848 steil anstieg. ¹⁹ Etwa zeitgleich finanzierte ein Verlag wie die J. G. Cotta'sche Buchhandlung eine Buchreihe

¹⁶ Ernst Mach, *Die Mechanik in ihrer Entwicklung*. Historisch-kritisch dargestellt [1933], hrsg. von Renate Wahsner / Horst-Heino von Borzeszkowski, Berlin 1988, S. 251.

¹⁷ Alistair C. Crombie (Hg.), *Scientific Change*. Historical Studies in the Intellectual, Social and Technical Conditions for Scientific Discovery and Technical Invention, from Antiquity to the Present, London 1963, S. 1.

¹⁸ Tore Frängsmyr, »Science or History. George Sarton and the Positivist Tradition in the History of Science«, in: *Lychnos*. Annual of the Swedish History of Science Society 74 (1973), S. 104–144, hier S. 106.

¹⁹ David F. Lindenfeld, *The Practical Imagination*. The German Sciences of State in the Nineteenth Century, Chicago, IL 1997, S. 162.

zur Wissenschaftsgeschichte, die auch Nichtnaturwissenschaften wie die Philosophie, Philologie und »Staatswissenschaften« (in Deutschland ein Vorläufer von Soziologie, Politikwissenschaft und Volkswirtschaft) einbezog. Auch Gründerväter der US-amerikanischen Soziologie wie Albion Small bemühten sich darum, der neu geschaffenen Disziplin ihre eigene Vorgeschichte zu erschließen, und zur American Sociological Society, gewissermaßen die Standesorganisation der Soziologie in den Vereinigten Staaten, gehörte bis in die 1920er-Jahre hinein eine Sektion zur »Historischen Soziologie«, die sich faktisch mit der Geschichte der Soziologie beschäftigte.²⁰ Allerdings verzichteten diese frühen wissenschaftshistorischen Studien darauf, die Auswirkungen unterschiedlicher Kontexte und Umwelten auf die intellektuelle Produktion der Sozialwissenschaften systematisch zu erforschen.

Auch die Kritik der Wissenschaft ist ein Kind des 19. Jahrhunderts, zumal in Mitteleuropa. Sie setzte mit dem deutschen Idealismus und der Romantik ein und ließ einen ganzen Strauß an Philosophien erblühen, die sich skeptisch gegenüber Universalismus, Rationalismus, Aufklärung und der Idee des Fortschritts zeigten. Solche skeptischen und wissenschaftskritischen Vorbehalte verdichteten sich in den Jahrzehnten vor und nach 1914. Während dieser Jahre legten Dilthey, Windelband und Rickert rigorose philosophische Kritiken der positivistischen Bemühungen vor, die Humanwissenschaften am Modell der Naturwissenschaften auszurichten. Und während Ernst Troeltsch die Zerstörung der großen religiösen und metaphysischen Systeme durch die Wissenschaft beklagte, konstatierte der französische Epistemologe Bachelard 1938, in Europa gebe es insgesamt eine »Entwertung des objektiven und rationalen Lebens [...], die von außen den Bankrott der Wissenschaft erklärt«.²¹ Die deutsche Soziologie, das heißt die Disziplin, in der sich die kontextualistischen Anläufe zu einer Analyse des Wissens am deutlichsten zu Wort meldeten, verstand sich zu dieser Zeit selbst als eine »Krisenwissenschaft«. Sie stellte in der Tat einen kausalen Zusammenhang zwischen sozialwissenschaftlichen Erkenntnissen und der Krisenhaftigkeit ihrer zeitgeschichtlichen Kontexte her.²²

20 American Sociological Society (Hg.), *Papers and Proceedings*. Twenty-first Annual Meeting of the American Sociological Society, Held at St. Louis, December 28–31, 1926, Chicago, IL 1927, S. 26–71.

21 Gaston Bachelard, *Die Bildung des wissenschaftlichen Geistes*. Beitrag zu einer Psychoanalyse der objektiven Erkenntnis [1938], mit einer Einl. von Wolf Lepenies, übers. von Michael Bischoff, Frankfurt am Main 1978, S. 270.

22 Vgl. David Frisby, *The Alienated Mind*. The Sociology of Knowledge in Germany, 1918–33, London 1992, S. 107 ff.; Johannes Weiß, »Negative Soziologie. Grundlagenprobleme einer Wissenschaft«, in: *Ethik und Sozialwissenschaften*. Streitforum für Erziehungskultur 6 (1995), 2, S. 241–246; George Steinmetz, »The Crisis of History and the History of Crisis. Sociology as a >Crisis Science<<, Vortrag auf der Konferenz *The Crisis of History and the History of Crisis*; online unter: <http://chs.asa-comparative-historical.org/the-crisis-of-history/> [15. 5. 2020]. Die von der Comparative and Historical Sociology Section of the American

Eigene Konturen fand die Wissenssoziologie in den Schriften von Max Scheler und Karl Mannheim. Scheler trat als Antimarxist auf, bezog jedoch, wie Nikolai Bucharin feststellte, »eine Reihe« seiner »Grundprinzipien« aus dem Marxismus.²³ Er hob hervor, dass verschiedene Typen von Wissen, darunter sogar ausgesprochen formale Denk- und Bewertungssysteme, mit gewissen gesellschaftlichen Gruppen, ja sogar Klassen, korreliert sind. Interessanter für unsere Fragestellung ist seine Theorie der modernen Wissenschaft; Scheler zufolge ist sie Resultat einer Durchdringung von »zwei soziale[n] Schichten, die anfänglich geschieden waren«: Ein »Stand freier kontemplativer Menschen« aus der Oberschicht geht in der Wissenschaft die Verbindung mit einem »Stand von Menschen« ein, »der Arbeits- und Handwerkserfahrungen rationell gesammelt hat«.²⁴ Exakt diese These zur sozialen Herkunft von Wissenschaft sollten einige Marxisten wieder aufgreifen – so unter anderem Edgar Zilsel.

Der einflussreichere Wissenssoziologe dieser Generation war allerdings Karl Mannheim. Nach Mannheims Definition thematisiert die Wissenssoziologie sowohl die Formen als auch die Inhalte des Wissens. Was sie nachvollziehen will, sind die Verbindungen zwischen »Weltauslegungsart und Lagerung bestimmter sozialer Einheiten«. Also konnte Mannheim Marx für seine »[E]nthüllungen« der Klasseninteressen hinter den Ideologien würdigen und Nietzsche dafür preisen, »bestimmte Denkweisen« aristokratischen respektive demokratischen Kulturen zugeschrieben und Ideen als Instrumente eines Willens zur Macht dechiffriert zu haben.²⁵ Ein weiterer bedeutsamer Einfluss auf Mannheim ging zwischen 1916 und 1919 vom Budapester Sonntagskreis aus, der auch als die Lukács-Gruppe bekannt war.²⁶ Tatsächlich überbot Mannheim jedoch die marxistischen Prämissen seiner Wissenssoziologie insofern, als er nicht nur soziale Klassen in Betracht zog, sondern auch »Generationen, Lebenskreise, Sekten, Berufsgruppen, Schulen usw.«.²⁷

Sociological Association organisierte Konferenz fand am 10. August 2018 an der University of Pennsylvania statt.

- 23 Nikolai I. Bucharin, »Theory and Practice from the Standpoint of Dialectical Materialism«, in: ders. et al. (Hg.), *Science at the Cross Roads. Papers Presented to the International Congress of the History of Science and Technology, Held in London from June 29th to July 3rd, 1931, London 1931*, S. 1–23, hier S. 17, Anm. 13.
- 24 Max Scheler / Max Adler, »Wissenschaft und soziale Struktur«, in: *Verhandlungen des Vierten Deutschen Soziologentages am 29. und 30. September 1924 in Heidelberg*, Frankfurt am Main 1969, S. 118–212, hier S. 142.
- 25 Karl Mannheim, *Ideologie und Utopie* [1929], mit einer Einl. von Jürgen Kaube, Frankfurt am Main 2015, S. 236 f. und S. 266.
- 26 Zu den Diskussionen dieser Gruppe und ihren Gedanken über die Abhängigkeit des Wissens von gesellschaftlichen Positionen vgl. David Kettler, »Culture and Revolution. Lukács in the Hungarian Revolution of 1918/19«, in: *Telos* (1971), 10, S. 35–92; Éva Karádi / Erzsébet Vezér (Hg.), *Georg Lukács, Karl Mannheim und der Sonntagskreis*, übers. von Albrecht Friedrich, Frankfurt am Main 1985.
- 27 Mannheim, *Ideologie und Utopie*, S. 237.

Welchen Ort besetzte nun aber die Naturwissenschaft in Mannheims Wissenssoziologie? Für Merton war klar, dass Mannheim »die Analyse der stärker etablierten Fächer vernachlässigte« und »die >exakten Naturwissenschaften< und >formales Wissen< von einer existentiellen Determinierung ausnimmt«, ein Vorwurf, dem sich jüngst noch David Bloor anschließen sollte.²⁸ Diese Kritik verwechselte allerdings eine philosophische Theorie der Wissenschaft, die normativ zwischen besseren und schlechteren wissenschaftlichen Praktiken differenzieren will, mit einer Soziologie der Wissenschaft, die versucht, die existierende Wissenschaft zu erklären, statt zu empfehlen, wie Wissenschaft generell betrieben werden sollte. Auf den Spuren des Neukantianers Rickert und der dem Neohistorismus verpflichteten Soziologie der Weimarer Zeit unterschied Mannheim epistemologisch streng zwischen Natur- und Humanwissenschaften. Dass die Natur- und die exakten Wissenschaften autonom seien, also in ihrem Status wie ihrer Entwicklung immun gegen soziale Determinationen, hat er jedoch an keiner Stelle behauptet. Faktisch handelt es sich ja auch um zwei völlig unterschiedliche Fragen.

Mannheim war zudem mit der Problematik befasst, inwiefern die Sozialwissenschaften in die gesellschaftlichen Formen verstrickt waren, die sie analysierten. Nach Kriegsende untersuchte er, wie Pragmatismus, Behaviorismus und die offizielle Psychoanalyse in der Absicht weiterentwickelt wurden, das soziale Verhalten unter den zeitgenössischen politischen Regimen zu beeinflussen, womit er, wie sich im Rückblick konstatieren lässt, Foucaults Analysen der Gouvernementalität und Techniken gesellschaftlicher Disziplinierung vorwegnahm.²⁹

In die Zwischenkriegszeit fielen auch erste Anstrengungen, wissenschaftliches Denken und die Verfahren von Wissenschaft soziologisch zu erklären. Diese Bemühungen gingen von der Sowjetunion aus, dem Land, das als allererstes ein Institut zur Erforschung der Wissenschafts- und Technikgeschichte gründete. Zu dessen Leiter wurde im Jahre 1930 Nikolai Bucharin berufen. Er führte ein Jahr später auch die sowjetische Delegation auf dem zweiten Internationalen Kongress für die Geschichte der exakten Wissenschaften und der Technik in London an. Dort vertrat er die orthodoxe marxistische Position, sowohl die Natur- als auch die Sozialwissenschaften seien »stark durch soziale, ökonomische und politische Faktoren vermittelt«, und erklärte, dass »erkenntnistheoretische Robinson Crusoes ebenso

²⁸ Robert K. Merton, »The Sociology of Knowledge«, in: *Isis* 27 (1937), 3, S. 493–503, hier S. 494; ders., »Zur Wissenssoziologie«, S. 235; David Kaiser, »A Mannheim for All Seasons. Bloor, Merton, and the Roots of the Sociology of Scientific Knowledge«, in: *Science in Context* 11 (1998), 1, S. 51–87.

²⁹ Karl Mannheim, *Mensch und Gesellschaft im Zeitalter des Umbaus* [1935], nach der erw. engl. Ausgabe, übers. von Ruprecht Paqué, Bad Homburg / Berlin / Zürich 1967.

fehl am Platz sind wie die Robinson Crusoes in der ›atomistischen‹ Sozialwissenschaft des achtzehnten Jahrhunderts.«³⁰

Deutlich origineller und innovativer war der Konferenzbeitrag über »Die sozialen und ökonomischen Wurzeln von Newtons ›Principia‹« des sowjetischen Physikers und Historikers Boris Hessen. Sein Vortrag sollte zu einem Grundlagentext der sogenannten externalistischen Wissenschaftsanalyse avancieren. Hessen stellte die These auf, dass die Grundprobleme der Naturwissenschaft, mit denen sich die Physik zu Newtons Zeit herum-schlug, durch die Erfordernisse der Produktion, der Kriegsführung und des Transportwesens vorgegeben waren: »[D]ie Entwicklung der Produktivkräfte [stellte] der Wissenschaft eine Reihe von praktischen Aufgaben und machte deren Lösung zu einer zwingenden Forderung.«³¹ Das sollte allerdings nicht heißen, derartige Forderungen würden unmittelbar ins Tagesgeschäft der Naturwissenschaften hineinwirken. Vielmehr würden auf dem Wege von Studien zu Fragen der praktischen Mechanik auch theoretische Mechanismen ersonnen. »Wo Wissenschaftler des 17. Jahrhunderts nicht auf eine vorhandene Technik zurückgreifen konnten [...], entwickelten sich die entsprechenden physikalischen Disziplinen nicht«, resümierten Gideon Freudenthal und Peter McLaughlin Hessens Standpunkt.³² Ihn beschäftigten außerdem die Auswirkungen der Klassenlage auf die naturwissenschaftliche Forschung, also etwa der Einzug der gesellschaftlichen Eliten in die Wissenschaft oder die Verschmelzung der mechanischen mit den freien Künsten. Nur ein »primitiver« historischer Materialismus könne Hessen zufolge darauf bestehen, dass wirtschaftliche Faktoren die einzigen Determinanten der Wissenschaft sind.³³ Vielmehr seien auch politische, juristische, philosophische Theorien und religiöse Überzeugungen von ernstzunehmender Bedeutung. So behauptete Hessen etwa, es sei der Klassenkompromiss zur Zeit der Glorreichen Revolution gewesen, der Newton letztlich davon abhielt, sich restlos einem mechanischen Weltbild zu verschreiben. Dieses gesellschaftliche Arrangement habe den Naturforscher dazu veranlasst, seinen Begriff von Materie auf eine materielle Welt zuzuschneiden, in der Gott noch einen Platz finde.³⁴

Auch eine nichtmarxistische historische Soziologie der Naturwissenschaften formierte sich in der Zwischenkriegszeit. Edgar Zilsel arbeitete Schelers Theorie weiter aus und führte die Geburt der modernen Wissen-

³⁰ Bucharin, »Theory and Practice«, S. 2.

³¹ Boris Hessen, »Die sozialen und ökonomischen Wurzeln von Newtons ›Principia‹«, in: Peter Weingart (Hg.), *Wissenschaftssoziologie II. Determinanten wissenschaftlicher Entwicklung*, Frankfurt am Main 1974, S. 262–325, hier S. 277.

³² Gideon Freudenthal / Peter McLaughlin, »Classical Marxist Historiography of Science. The Hessen-Grossmann-Thesis«, in: dies., *The Social and Economic Roots of the Scientific Revolution*. Texts by Boris Hessen and Henryk Grossmann, Dordrecht 2009, S. 1–40, hier S. 3.

³³ Hessen, »Newton's ›Principia‹«, S. 288.

³⁴ Vgl. ebd., S. 288–304.

schaft darauf zurück, dass sich die sozialen Vorurteile der Elite gegenüber manuellen Tätigkeiten abgeschwächt hätten, was den Gelehrten, die in methodischem und rationalem Denken geübt waren, erlaubte, die experimentellen Methoden und kausalen Denkmuster von Handwerkern zu übernehmen und in ihre Forschungen zu integrieren.³⁵ Ludwik Fleck, Bakteriologe und Laborleiter in Lemberg (Lwów), widmete sich den internen Beziehungen und Überzeugungen oder »Denkstilen« innerhalb wissenschaftlicher Gemeinschaften oder »Denkkollektive« – ein Ansatz, der später starken Eindruck auf den jungen Thomas Kuhn machen sollte. Flecks Hauptaugenmerk lag auf dem Zusammenspiel zwischen einem esoterischen Kreis von Experten und dem exoterischen Kreis ihres gesellschaftlichen Umfelds in seiner historischen Dynamik. Nach Fleck konnten randständige Personen, die mehreren Denkkollektiven angehörten, gerade aus deren Zusammenprall neue Funken schlagen.³⁶

Nach 1945 machten szientistische Dispositionen und die Politik des Kalten Krieges der US-amerikanischen Wissenschaftssoziologie zu schaffen. Im Resultat dominierte eine weitgehend internalistisch ausgerichtete Wissenschaftsforschung, die sich im Wesentlichen auf Wissenschaftsorganisationen, Entdeckungen, technische Effizienz, Auszeichnungen und Zitationsmuster konzentrierte. Robert Merton hielt fest, dass die Erforschung der »Verbindungen zwischen Wissenschaften und der Gesellschaft [...] einen Schatten auf akademische Soziologen wirft, die wissen, wie nah sie damit dem Kern aller marxistischen Soziologie kommen«.³⁷ So schützte der Schandfleck des Marxismus die Naturwissenschaft zuverlässig vor soziologischer Neugierde. Wie Steven Shapin, einer der führenden zeitgenössischen Wissenschaftssoziologen, bemerkte, galt bis 1970 die »fast allgemein anerkannte Wahrheit, dass es so etwas wie eine Soziologie authentischen wissenschaftlichen Wissens nicht geben konnte«.³⁸

Bevor wir zu den 1960er- und 1970er-Jahren übergehen, sollten wir einen kurzen Blick auf die alternative Wissenschaftsforschung werfen, die aus der französischen Schule der historischen Epistemologie hervorging und mit Namen wie Bachelard, Koyré und Canguilhem verbunden ist. Diese Bewegung war in mehrfacher Hinsicht wichtig. Für meine Zwecke ist von besonderer Bedeutung, dass sie die Wissenschaftsgeschichte über die exakten

35 Edgar Zilsel, »The Sociological Roots of Science«, in: *American Journal of Sociology* 47 (1942), 4, S. 544–562.

36 Ludwik Fleck, *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache*. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv [1935], hrsg. von Lothar Schäfer / Thomas Schnelle, Frankfurt am Main 1994.

37 Robert K. Merton, »Foreword«, in: Bernard Barber, *Science and the Social Order*, Glencoe, IL 1952, S. 7–20, hier S. 15.

38 Steven Shapin, »Here and Everywhere. Sociology of Scientific Knowledge«, in: *Annual Review of Sociology* 21 (1995), S. 289–321, hier S. 291.

Wissenschaften hinaustrieb und auch die Human- und Sozialwissenschaften einbezog.

Bachelard lehnte die Vorstellung eines kontinuierlichen Fortschritts oder einer singulären wissenschaftlichen Revolution strikt ab. Stattdessen ging er von dem Gedanken kontinuierlicher Brüche in der Evolution von Wissenschaft aus. Folglich waren Irrtümer und sogenannte epistemische Hindernisse für die Geschichte der Wissenschaft mindestens so wichtig wie erfolgreiche Entdeckungen. Bachelard, der tief von der Psychoanalyse beeinflusst war, leuchtete ein ganzes Feld von Blockaden für wissenschaftliches Wissen aus, die in unbewussten Gefühlen gründeten, nicht zuletzt den sozialen Statusängsten von Wissenschaftlern. Bachelard zufolge wird ein wissenschaftlicher Tatbestand nicht durch empirische Sinnesdaten zugänglich oder aus ihnen zusammengesetzt; er muss vielmehr kraft eines epistemologischen Bruchs mit den spontanen Wahrnehmungen und dem gesunden Menschenverstand »errungen, [...] konstruiert und validiert« werden.³⁹ Diese Vorstellungen Bachelards waren weichenstellend sowohl für den antiempiristischen, konstruktivistischen soziologischen Ansatz in der Wissenschaftsforschung, den man schließlich mit Bourdieu assoziierte, als auch für Foucaults ganz auf Diskontinuitäten abhebendes Bild von Diskursgeschichte und Genealogie.

Bedeutsam waren Bachelard und Canguilhem auch insofern, als sich ihre historisch informierten Wissenschaftstheorien für die Humanwissenschaften interessierten, statt diese Disziplinen, wie es Generationen von Vorgängern getan hatten, als »unedel« zu umgehen.⁴⁰ Dabei war die Psychologie in Frankreich diejenige Sozialwissenschaft, die der Philosophie am nächsten stand. Ihre historische Entwicklung untersuchte Canguilhem, und auch Foucault begann seine Studien zu den Humanwissenschaften in den 1950er-Jahren mit Veröffentlichungen zur Geschichte der Psychologie.⁴¹ Indem Foucaults *Die Ordnung der Dinge* (*Les mots et les choses*, 1966) neben der Biologie auch noch die Sprachwissenschaft, die Philologie und die Ökonomie in seine Sondierungen aufnahm, erweiterte dieses bahnbrechende Buch den herkömmlichen Gegenstandsbereich der Wissenschaftsgeschichte um das weite Spektrum der Humanwissenschaften. Nun ließen sich auch die

39 Pierre Bourdieu / Jean-Claude Chamboredon / Jean-Claude Passeron, *Soziologie als Beruf. Wissenschaftstheoretische Voraussetzungen soziologischer Erkenntnis* [1968], hrsg. von Beate Kraus, übers. von Hella Beister, Reinhard Blomert und Bernd Schwibs, Berlin 1991, S. 14.

40 Louis Fabiani, »Sociologie et histoire des idées. L'épistémologie et les sciences humaines«, in: Centre Georges Pompidou (Hg.), *Les enjeux philosophiques des années 50. Séminaire tenu au Centre Georges Pompidou à Paris, les 16–18 Mars 1988*, Paris 1989, S. 115–130, hier S. 123 f.

41 Georges Canguilhem, *Das Normale und das Pathologische* [1943], hrsg. von Maria Muhle, übers. von Monika Noll und Rolf Schubert, Berlin 2013; Michel Foucault, *Psychologie und Geisteskrankheit* [1954], übers. von Anneliese Botond, Frankfurt am Main 1994.

Sozialwissenschaften mit derselben Aufmerksamkeit für den historischen Wandel ihrer Gegenstände, Methoden und Kontexte untersuchen wie die Naturwissenschaften.

Die historische Epistemologie in Frankreich gab auch den entscheidenden Anstoß zu einer weiteren Tradition in der jüngeren Wissenschaftsgeschichte, nämlich dem soziologischen Ansatz, wie ihn insbesondere Pierre Bourdieu entfalten sollte, neben Foucault ein Schüler und vormaliger Doktorand Canguilhems. Wir kommen gleich auf ihn zu sprechen.

Auch im englischen Sprachraum entstanden während der 1960er-Jahre mehrere Fachzeitschriften, die sich nun der Geschichte verschiedener Sozialwissenschaften widmeten. Die ersten waren das *Journal of the History of the Behavioral Sciences* 1965 und 1969 die Zeitschrift *History of Political Economy*. Als Nächstes wurde die Geschichte der Anthropologie zum Thema, so etwa in den wichtigen Beiträgen von George Stocking.⁴² Allerdings erregte die Soziologie selbst unter Soziologen bis in die 1970er-Jahre hinein kein ernsthaftes historisches Interesse. Freilich bildeten sich während dieser Jahre verschiedene Ansätze in der Wissenschaftssoziologie heraus, die alleamt mit ganz eigenen theoretischen, methodologischen und epistemologischen Grundhaltungen bestachen. Neben den Werken Foucaults und seiner Anhänger formierten sich in der Begriffs- und politischen Ideengeschichte kontextualistische Herangehensweisen, mit denen die von Quentin Skinner repräsentierte *Cambridge School* für Aufsehen sorgte.

Von größerem Einfluss in der Soziologie sind gegenwärtig die unter Bezeichnungen wie »*Science and Technology Studies*« (STS), »Soziologie des wissenschaftlichen Wissens« (SSK) und »Akteur-Netzwerk-Theorie« (ANT) geläufigen Ansätze. Sie sind die Hauptkonkurrenten der Bourdieu'schen Wissenschaftssoziologie in der englisch- und französischsprachigen Welt. Viele Grundsätze dieser Theorien greifen bei Lichte besehen Argumente auf, die bereits vor dem Zweiten Weltkrieg in der Wissenschaftssoziologie und -geschichte vorgebracht worden waren. Wie alle marxistischen Wissenschaftshistoriker weigern sie sich, nur die »großen Männer« geschichtlich zu würdigen, lehnen den Internalismus ab und weisen eine scharfe Trennung zwischen Technik und Wissenschaft mit dem Einwand zurück, dass sich Wissenschaft und Technik stets wechselseitig beeinflussten. Wie die französischen Epistemologen argumentieren die STS, dass Fehler und Misserfolge der Wissenschaft genauso in den Blick zu nehmen seien wie Durchbrüche in der Forschung und dass die Geschichte der Wissenschaft außerordentlich diskontinuierlich verlaufe. Wie die Marxisten und viele Geisteshistoriker richteten die STS ihre Aufmerksamkeit auf die Wissensinhalte. Ohne sich völlig auf diese Perspektive zu beschränken, sind die organisato-

⁴² Vgl. George W. Stocking, Jr., *Race, Culture, and Evolution. Essays in the History of Anthropology*, New York 1968.

rischen und institutionellen Formen, in denen sich die Wissensproduktion verfestigt, neben den sozialen Determinanten der bevorzugte Gegenstand dieser Studien. Wie Foucault und die Ideenhistoriker widmen die STS ihre besondere Aufmerksamkeit zudem der sorgfältigen Analyse von Diskursen und ihren Filiationen.

Was diese Arbeiten so innovativ machte, war ihre Fokussierung auf die Interaktionen innerhalb eines Labors, das heißt auf mikrosoziale Praktiken. Allerdings lässt sich eine solche Konzentration auf experimentierende Laborarbeit nur schlecht auf die Analyse der Human- und Sozialwissenschaften übertragen. Trotz jahrzehntelangen Drucks zugunsten einer quantitativeren und technischeren Vorgehensweise findet sozial- und geisteswissenschaftliche Forschung in der Regel immer noch nicht in Laboren oder in Forschungsgruppen statt. Nach wie vor kommen hier ausgefeilte Technologien, große Datensätze und formale Methoden eher nicht zum Einsatz. Dadurch, dass sie sich auf die entschieden quantitativen und technikorientierten Unterbereiche mit ihren spezifischen Praktiken konzentrieren, gehen die durch ANT, STS oder SSK inspirierten Analysen unweigerlich am Kern der Human- und Sozialwissenschaften vorbei. Denn dort spielen Sprache, Bedeutung, Narration und die bereits von Dilthey und dem Historismus der Zwischenkriegszeit betonten prozesshaften Dynamiken eine unverändert zentrale Rolle.⁴³

Erwähnt werden muss noch eine weitere Entwicklung, die entscheidend für eine angemessene Historisierung und Soziologisierung des Wissens war. Die Rede ist von dem, was ich sozialwissenschaftliche Reflexivität nennen möchte. Deren Entfaltung setzt in den 1950er- und frühen 1960er-Jahren mit den Begründern der postkolonialen Theorie wie etwa Jacques Berque, Frantz Fanon und Albert Memmi ein. Seit den 1960er-Jahren kamen die feministische Standpunkt-Theorie (Sandra Harding), die Critical-Race-Theorie (Kimberlé Crenshaw), die queere Theorie (Eve Kosofsky Sedgwick) und die intersektionalen Analysen (Patricia Hill Collins) hinzu.⁴⁴ Mit einer Historiografie von Natur- wie Sozialwissenschaft finden sich diese verschiedenen Strömungen beispielsweise im Werk von Donna Haraway verbunden.⁴⁵

43 Einen überzeugenden Versuch, in einer historischen Fallstudie zur Konkurrenz zwischen der westlichen Medizin und der traditionellen chinesischen Medizin im frühen 20. Jahrhundert den STS-Ansatz mit der Bourdieuschen Feldtheorie zu verbinden, unternimmt Xianglin Lei, *Neither Donkey nor Horse. Medicine in the Struggle over China's Modernity*, Chicago, IL 2014. Einige der Beiträge aus Charles Cami / Neil Gross / Michèle Lamont (Hg.), *Social Knowledge in the Making*, Chicago, IL 2001, haben versucht, die STS auf die Sozialwissenschaften anzuwenden.

44 Vgl. Kimberlé Crenshaw et al. (Hg.), *Critical Race Theory. The Key Writings that Formed the Movement*, New York 1995; Eve Kosofsky Sedgwick, *Epistemology of the Closet*, Berkeley, CA 1990; Patricia Hill Collins, »Intersectionality's Definitional Dilemmas«, in: *Annual Review of Sociology* 41 (2015), S. 1–20.

45 Vgl. Donna Haraway, »Situierendes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive«, in: dies., *Die Neuerfindung der Natur. Primaten*,

Die überzeugendste Fassung einer Geschichte und Soziologie der Sozialwissenschaften hat allerdings Pierre Bourdieu erarbeitet. Freilich widerspräche es der Stoßrichtung meiner bisherigen Ausführungen, Bourdieus Studien als den krönenden Abschluss der historischen Sequenz zu präsentieren, die uns hier beschäftigt. Ohnehin würde ich das Paradigma einer solchen historischen Soziologie der Sozialwissenschaften als neo- oder postbourdieu'sch bezeichnen, befindet es sich doch in ständiger Weiterentwicklung. Im Folgenden möchte ich einen kurzen Abriss seiner Entstehung geben.

Untersuchungen der Sozialwissenschaften und Bourdieus Feldtheorie

Mittlerweile liegen Dutzende monografische Untersuchungen verschiedener Sozialwissenschaften zu unterschiedlichen Zeiten und an unterschiedlichen Orten vor, die sich der Bourdieu'schen Kategorien bedienen. Statt seine Theorie im Allgemeinen zu diskutieren, möchte ich diejenigen Aspekte herausgreifen, die für eine angemessene Historisierung der Wissenschaft von Relevanz sind.

Bourdieu nimmt die Vorstellung ernst, wissenschaftliche Felder seien, wie andere Felder auch, potenziell autonom. Wie jede Form von Praxis kann auch diejenige unterschiedlicher Wissenschaften durch ihr jeweiliges Außen abgegrenzt sein. Gleichzeitig sind Felder ihrerseits stets eingebettet. Also werden sie durch die sozialen Räume beeinflusst, die sie umgeben. Selbst wenn sie eine gewisse Autonomie erlangt haben, kann die gewonnene Eigenständigkeit unter Umständen untergraben oder wieder ausgelöscht werden. Typischerweise sind Felder zudem durch eine ungleiche Verteilung spezifischer Machtpositionen und Ressourcen charakterisiert. Innerhalb wissenschaftlicher Felder sind solche Ressourcen der jeweiligen Wissenschaft eigentümlich. Da Asymmetrien in der Ressourcenverteilung bestehen, werden Felder stets von internen Konflikten zerrissen, was selbstverständlich auch für das Feld der Wissenschaft gilt. Aufgrund dieser konfliktsoziologischen Akzentuierung seiner Wissenschaftsgeschichte bringt sich Bourdieu sowohl in einen Gegensatz zur US-amerikanischen Wissenschaftssoziologie der 1950er- und 1960er-Jahre, die von der Existenz einer tendenziell konfliktfreien »wissenschaftlichen Gemeinschaft« ausgeht, als auch zu Thomas Kuhns Wissenschaftstheorie, ungeachtet ihrer sonstigen Vorzüge.⁴⁶

Cyborgs und Frauen, hrsg. von Carmen Hammer / Immanuel Stieß, übers. von Dagmar Fink, Frankfurt am Main / New York 1995, S. 73–97; dies., *Primate Visions. Gender, Race, and Nature in the World of Modern Science*, New York 1989.

⁴⁶ Vgl. Pierre Bourdieu, »Séminaires sur le concept de champ, 1972–1975«, in: *Actes de la recherche en sciences sociales* 200 (2013), 5, S. 4–37.

Untersuchungen im Geiste Bourdieus richten ihre Aufmerksamkeit generell sowohl auf die Kulturerzeugnisse wie auf die Kulturschaffenden, das heißt für unseren Zusammenhang auf die Produkte und die Praktiken der Sozialwissenschaften. Da »Praxis« der Grundbegriff in Bourdieus Sozialtheorie ist, fragt die dieser Theorie verpflichtete Wissenschaftsforschung nach den Forschungspraktiken von Wissenschaft. Ihr Gegenstand sind mithin komplexe, sich in kontingenter Weise entfaltende Prozesse, die durch Strukturen und Strategien beeinflusst werden, welche sich überlagern und durchkreuzen. Daher steht Bourdieus reife Theoriebildung mitsamt der empirischen Analysen, die er in den letzten beiden Jahrzehnten seines Lebens vorgenommen hat, in radikalem Widerspruch zu einer Sozialontologie, die eine statische Reproduktion sozialer Systeme unterstellt. Bourdieus Feldtheorie zeigt sich vielmehr hellwach für fundamentale Transformationen wissenschaftlicher Felder, für ihr Entstehen und Vergehen ebenso wie für die Überschneidungen und Resonanzen zwischen verschiedenen Feldern. Selbst das stabilste Feld muss ein Raum permanenter Bewegung sein, da in ihm unentwegt um Positionierungen und Macht gerungen wird.

Nach 1970 richtete sich die Arbeit Bourdieus und seiner Mitarbeiter immer stärker historisch aus, womit eine in ihrer Produktivität beispiellose Gemeinschaft von Historikern und Soziologen zusammenkam.⁴⁷ Angesichts Bourdieus großer Wertschätzung für die empirische Forschung überrascht es nicht, dass seine Schülerinnen und Schüler – völlig untypisch für soziologische Forschung – sogar damit begannen, Primärquellen aus historischen Archiven für ihre Studien heranzuziehen.

Anzunehmen, dass sich Felder räumlich mit der Ausdehnung eines Nationalstaats decken, wäre irreführend; häufig fällt ihr geopolitischer Fußabdruck entweder kleiner oder sogar größer als derjenige von Nationalstaaten aus. Folglich tut jede Analyse eines Feldes gut daran, dessen räumliche Koordinaten zu bestimmen, um die Zirkulation von Ideen, Objekten und Akteuren innerhalb des Feldes korrekt nachzuvollziehen. Dabei ist keineswegs ausgemacht, dass der fragliche Raum ein Nationalstaat sein muss, auch wenn die Grenzen mancher Felder annähernd denen des Staates entsprechen.⁴⁸

Ein letzter Punkt rührt an die Frage nach den Rechtfertigungen für eine Geschichte der Sozialwissenschaften. Bourdieu zufolge ist Sozialwissenschaft ohne Reflexivität undenkbar – wohlgermerkt eine bestimmte Form

47 Vgl. George Steinmetz, »Bourdieu, Historicity, and Historical Sociology«, in: *Cultural Sociology* 5 (2011), 1, S. 45–66.

48 Vgl. George Steinmetz, »The Colonial State as a Social Field. Ethnographic Capital and Native Policy in the German Overseas Empire before 1914«, in: *American Sociological Review* 73 (2008), 4, S. 589–612; ders., »Social Fields, Subfields and Social Spaces at the Scale of Empires. Explaining the Colonial State and Colonial Sociology«, in: Julian Go / Monika Krause (Hg.), *Fielding Transnationalism*, Chichester 2016, S. 98–123.

von Reflexivität. Sie verlangt einer Analytikerin des Sozialen zunächst einen signifikanten Bruch mit den spontanen Kategorien des gesunden Menschenverstands ab. Zu diesem Zweck muss die Forscherin die Geschichte der sozialen Welten und wissenschaftlichen Kategorien, in denen sie selbst situiert ist und aus denen heraus ihre Untersuchung zu einem gegebenen historischen Moment in Angriff genommen wird, objektivieren. Das heißt vor allem, dass sie über die Genese dreier Arten von Feldern Rechenschaft ablegen muss: der wissenschaftlichen Felder, die sie studiert; der Felder, in denen sie selbst verortet ist; und jenes übergreifenden Machtfelds, in dem Wissenschaft produziert wird.⁴⁹ Untersucht sie beispielsweise den Typ von Sozialwissenschaft, der von Kolonialstaaten und metropolitanen Forschungsinstitutionen in Auftrag gegeben wurde, so sind diese außerwissenschaftlichen Felder in Betracht zu ziehen. Im nächsten Schritt muss sich die Soziologin innerhalb dieser historischen Räume verorten, etwa in Gestalt einer Selbstanalyse, wie sie Bourdieu mit seinem *soziologischen Selbstversuch* unternommen hat.⁵⁰ Bei einer solchen Praxis soziologischer Reflexivität geht es nicht um Bekenntnisse im Stil von Aussagen des Typs: »Ich schreibe als ein X.« Was zählt und nach reflexiver Bearbeitung verlangt, ist die Beziehung zwischen den Forschenden und der historischen Soziologie eben des spezifischen Feldes, in dem sie operieren. Eine solche reflexive Praxis läuft nicht einfach oder vorrangig auf eine Selbstanalyse der Forscher hinaus, auch wenn diese eine gewichtige Rolle spielt; ebenso entscheidend ist die historische Genealogie der Sozialwissenschaften selbst.

Weil Reflexivität von größter Relevanz ist, nimmt sie in der historischen Soziologie der Sozialwissenschaften eine besonders komplexe Form an. Bevor Sozialwissenschaftler womöglich blind auf die ihnen zu Gebote stehenden Instrumente, Theorien und Begriffe zugreifen, sind Zweifel und Skepsis angebracht. Sie müssen bedenken, was sie tun, wenn sie Sozialwissenschaft treiben. Zu fragen ist, welchen Annahmen sie unwillentlich Geltung verschaffen und welche impliziten Verständnisse sie womöglich unwissentlich reproduzieren. Sie müssen, positiv gesprochen, darüber nachdenken, wie reflexive Praxis die Sozialwissenschaften (und das soziale Leben) zu verbessern vermag. Was kann diese Praxis nicht nur zum Gedeihen von Wissenschaft beitragen, sondern auch zur Erfüllung der gesellschaftlichen und staatsbürgerlichen Aufgaben, die sich den Sozialwissenschaften stellen?

49 Pierre Bourdieu, *Science of Science and Reflexivity*, übers. von Richard Nice, Chicago, IL 2004; ders., »Champ du pouvoir et division du travail de domination. Texte manuscrit inédit ayant servi de support de cours au Collège de France, 1985–1986«, in: *Actes de la recherche en sciences sociales* 190 (2011), 5, S. 126–139.

50 Pierre Bourdieu, *Ein soziologischer Selbstversuch*, mit einem Nachw. von Franz Schultheiß, übers. von Stephan Egger, Frankfurt am Main 2002.

Schluss

Mir lag daran, die Bedeutung einer Geschichte der Sozialwissenschaften für die Art von Reflexivität herauszustellen, ohne die angemessene Gesellschaftswissenschaft unmöglich ist. Im Geiste dieser Reflexivität habe ich versucht, den wissenschaftlichen Raum, in dem gegenwärtig Wissenschaftsgeschichte und -soziologie betrieben werden, genealogisch abzustecken. Dabei lautet meine übergreifende Behauptung, dass die historische Soziologie ein notwendiger Teil jeder Sozialwissenschaft ist, weil es sich um eine Reflexion auf die Praxis handelt, ein bestimmtes Wissen zu erzeugen. Will man verstehen, warum man Sozialwissenschaftler ist, wird es wahrscheinlich hilfreich sein, auch zu wissen, dass sich die US-Amerikaner in den ab 1946 geführten Kontroversen um die wissenschaftliche Orientierung der UNESCO für die Bezeichnung »Sozialwissenschaft« einsetzten, weil dieses Etikett zur damaligen Zeit und im damaligen Kontext für eine angewandte, in erster Linie quantitative Sozialforschung stand, deren Mittelpunkt die individuelle Person als grundlegende Analyseeinheit bildete. Dagegen drängten französische Wissenschaftler gegenüber der UNESCO auf die Bezeichnung »Humanwissenschaften« (»*sciences humaines*«), zu denen für sie die Philosophie und die Geisteswissenschaften gehörten.⁵¹ In den Vereinigten Staaten wiederum gebrauchte die Ford Foundation den Terminus »Verhaltenswissenschaft«, um ihr Programm zur Förderung der bislang als »Sozialwissenschaften« bekannten Fächer zu bezeichnen. Jeder Verwechslung von Sozialwissenschaft mit Sozialismus sollte damals unbedingt Vorschub geleistet werden, obwohl keine anderen Disziplinen gemeint waren als diejenigen, die bei der UNESCO unter »Sozialwissenschaft« firmierten. In Deutschland hingegen hatte sich die zentrale Debatte der Zwischenkriegszeit um den Gegensatz zwischen »Geisteswissenschaften« und »Sozialwissenschaften« gedreht. Die neuen, nach 1918 gegründeten Universitäten waren die ersten, in denen es »sozialwissenschaftliche Fakultäten« gab. Solche Reminiszenzen kann eine feinkörnige Historiografie der Sozialwissenschaften zu einem gewichtigen Bestandteil derjenigen sozialwissenschaftlichen Praxis machen, die ihre geschichtlich gewachsenen Voraussetzungen im Modus der Selbstobjektivierung befragt.

Es gibt allerdings noch weitere epistemologische, politische und ethische Gründe für die Notwendigkeit historiografischer Rückbesinnungen, von denen ich abschließend vier anführen möchte.

Ein erster Grund ist der, dass die innerfachliche Anamnese unabdingbar ist und bleibt. Eine ganze Reihe ausgezeichneter Sozialtheorien und höchst brauchbarer Grundbegriffe wurde in den Sozialwissenschaften schlicht ver-

⁵¹ Peter Lengyel, *International Social Science. The Unesco Experience* [1986], Abingdon / New York 2017.

gessen. Man hat sie aufgrund einer Konfliktdynamik, die ich in ihren Hauptzügen dargestellt habe, dem kollektiven Vergessen überantwortet. Beispielsweise wurden Forschungen, die sich auf Marx'sche Ideen beriefen, sowohl in den USA als auch in der Bundesrepublik der Nachkriegszeit aus dem Bereich seriöser professioneller Sozialwissenschaft ausgeschlossen. Ein weiteres Beispiel für Amnesie liefern Frankreich und Deutschland, wo die jeweiligen Gründerväter der Soziologie, also Durkheim und Weber, nach 1945 als überholt galten, jedenfalls im Vergleich zum Stand der US-amerikanischen Sozialwissenschaft. Nicht vergessen, aber weitgehend ignoriert wurden die drei Dutzend aus Nazideutschland in die USA und nach Großbritannien geflüchteten Soziologen in den Ländern ihres Exils, obwohl (oder vielleicht auch weil) sie über ein viel ausgefeilteres Verständnis sozialwissenschaftlicher Epistemologie verfügten als die meisten ihrer damaligen Kollegen in den soziologischen Departments.⁵²

Eine zweite Rechtfertigung dafür, sich mit der Geschichte des eigenen Fachs gründlich auseinanderzusetzen, sind drohende Wahrnehmungsverluste. Dass es sich bei modernen Phänomenen wie Individualisierung, Säkularisierung oder der Durchsetzung des Kapitalismus um Prozesse handelt, also um kontingenzbehaftete geschichtliche Vorgänge, droht umso unsichtbarer zu werden, je universaler sie sich ausbreiten, je selbstverständlicher sie werden und je entschiedener der gesunde Menschenverstand sie zu fraglosen Gegebenheiten erklärt. Demgegenüber vermochten Beobachterinnen, die einen Fuß in zwei unterschiedlichen sozialen Welten und Weltanschauungen hatten, die im Entstehen begriffenen Vorgänge klarer wahrzunehmen oder in einem anderen Licht zu betrachten, als es heute möglich ist.⁵³ Die europäisch kolonialisierten Gesellschaften wurden durch ihre imperiale Unterwerfung und die Kolonialherrschaft derart massiv umgestaltet, dass Beschreibungen aus der vorkolonialen Zeit und der Phase ihrer gewalttätigen Eroberung besonders wertvoll sind. In ihnen werden nämlich Differenzen sichtbar, die ungeheuer informativ für eine Sozialwissenschaft sind, welche ihre Geschichtsvergessenheit überwinden möchte.

Eine dritte Rechtfertigung für die Geschichte der Sozialwissenschaften besteht darin, dass sie zu einer realistischen Erfassung und Einschätzung der Bedingungen beitragen kann, die nötig sind, soll Wissen, dasjenige der Sozialwissenschaft inklusive, überhaupt gedeihen.⁵⁴

52 Vgl. George Steinmetz, »Ideas in Exile. Refugees from Nazi Germany and the Failure to Transplant Historical Sociology into the United States«, in: *International Journal of Politics, Culture, and Society* 23 (2010), 1, S. 1–27.

53 Vgl. Lothar Peter, »Warum und wie betreibt man Soziologiegeschichte?«, in: Carsten Klingemann et al. (Hg.), *Jahrbuch für Soziologiegeschichte 1997/98*, Wiesbaden 2001, S. 9–64.

54 Vgl. George Steinmetz, »Field Theory and Interdisciplinarity. Relations between History and Sociology in Germany and France during the Twentieth Century«, in: *Comparative Studies in Society and History* 59 (2017), 2, S. 477–514.

Eine vierte *raison d'être* für die Historiografie der Sozialwissenschaften hat schließlich damit zu tun, dass unsere Realität inzwischen von Sozialwissenschaft geradezu durchdrungen ist. Mit einem Begriff aus der scholastischen Philosophie wäre festzustellen, dass die Sozial- und Humanwissenschaften konsubstanziell mit der Wirklichkeit sind. Sie geben Wirtschaft, Staat und Gesellschaft ihre Gestalt als soziale Konstruktionen. Folglich beeinflusst Sozialwissenschaft unsere Sozial- und Außenpolitik wie unsere Bildungssysteme. Die Geschichte der Sozialwissenschaften zu schreiben, kann deshalb dazu beitragen, soziale Prozesse und Ereignisse zu erklären, die auf den ersten Blick fern aller politischen Kontexte stattfinden. Einige solcher zumeist verborgenen Kausalketten, die etwa die Gestaltung von Kolonialpolitik erklären, habe ich in *The Devil's Handwriting* aufzudecken versucht.⁵⁵ Meine Befunde führten mich zu dem Schluss, dass die Beschreibungen europäischer Reisender, Missionare und Amateurethnografen die grundlegenden Parameter für die offizielle Kolonialpolitik bereitstellten, auch wenn diese Art der Zuarbeit sicherlich keine bewusste Absicht war – zumal einige dieser Berichte Jahre oder sogar Jahrzehnte vor der kolonialen Eroberung entstanden waren. Die Geschichte des sozialen Wissens liefert also tatsächlich bedeutsame Einsichten sowohl für eine Erklärung des Völkermords an den Herero und den Nama in Deutsch-Südwestafrika als auch für den Zusammenbruch der Kolonialherrschaft in Qingdao, dem deutschen ›Schutzgebiet‹ Kiautschou. Natürlich soll damit nicht gesagt sein, dass wir solche Befunde umstandslos dazu verwenden können, Genozide an anderen Orten und zu anderen Zeiten zu verhindern, oder umgekehrt dazu, uns für kulturellen Austausch und dessen zivilisatorischen Nutzen einzusetzen. Gleichwohl beleuchten sie die Umstände, welche zum Beispiel in der Vergangenheit exzessive kollektive Gewaltpraktiken begünstigt haben, und bieten insofern zumindest eine gewisse Richtschnur auch für die Gegenwart.

Die historische Soziologie der Sozialwissenschaften ist in den existierenden akademischen Fächern ebenso schwach verankert wie in bestehenden intellektuellen Gemeinschaften. Sie betrifft die Ideengeschichte, aber genauso die Soziologie der Ideen und der Intellektuellen; sie ist von Belang für die Soziologie wie für Theorien des Wissens und der Wissenschaft, hat aber auch Bedeutung für Unterfelder wie die Kulturanthropologie und -soziologie, von Disziplinen wie der Literaturwissenschaft ganz zu schweigen. Diese prekäre Verortung in den interdisziplinären Zwischenräumen kann einer solchen Soziologie auch zum Vorteil gereichen, zumal in den Frühstadien der Ausbildung eines neuen Forschungsgegenstands. Wo es kein deutlich abgegrenztes disziplinäres Feld im Sinne Bourdieus gibt, fällt es einzelnen Akteursgruppen schwerer, einen Raum erfolgreich zu dominieren. Insofern

⁵⁵ George Steinmetz, *The Devil's Handwriting*. Precoloniality and the German Colonial State in Qingdao, Samoa, and Southwest Africa, Chicago, IL 2007. Siehe dazu auch den Beitrag »Soziologie und Kolonialismus« in diesem Heft.

haben wir es unter Umständen mit einer produktiven Variante eingeschränkter Randständigkeit zu tun, die zu unterscheiden wäre von dem, was sich wirklich am alleräußersten Rand des intellektuellen und sozialwissenschaftlichen Raumes befindet. Von daher könnten wir von einer Situation profitieren, die ideal ist, um ein neues intellektuelles Programm aufzustellen und Schritt für Schritt umzusetzen.

Die vermeintliche Irrelevanz einer historischen Soziologie der Sozialwissenschaften für dominante Forschungsprogramme, die auf diesen Wissensfeldern konkurrieren, gestattet es ihr, dem Zwang zur Unterwerfung unter die Dogmen des Präsentismus, des Positivismus, der politischen Relevanz, der epistemologischen Sparsamkeit (*parsimony*) und des Pragmatismus größtenteils zu entgehen, während all diese Dogmen wie Drohnen über den Köpfen der meisten Soziologen, zumindest in den Vereinigten Staaten, schweben. Als Herzstück wissenschaftlicher Selbstreflexivität kann die historische Soziologie der Sozialwissenschaften für sich in Anspruch nehmen, ein notwendiger Teil der gesamten sozialwissenschaftlichen Forschung zu sein.

Aus dem Englischen von Michael Adrian